

Gegen Lügen und Verdrängen

Ein besonderes Thema der Berlinale sind Filme über den Kampf um Freiheit und Bürgerrechte **VON MAX-PETER HEYNE UND GABRIELE LEIDLOFF**

Nicht nur im Hauptprogramm der Filmfestspiele Berlin werden die großen Themen der globalen politischen Lage behandelt. Auch in den Nebensektionen wie dem Panorama ist viel Sehenswertes über die Ungerechtigkeiten und den Kampf um individuelle Bürgerrechte zu sehen – vor allem in dokumentarischer Form. Wiederholt ist die renommierte Medienkünstlerin und Filmemacherin Lynn Hershman Leeson zu Gast bei der Berlinale. Die Amerikanerin genießt auch in der Kunstszene hierzulande einen legendären Ruf als Pionierin auf dem Gebiet interdisziplinärer Kunstaktionen.

In Hershman Leasons neuem Film „Tania Libre“ porträtiert sie ihre kubanische Kollegin Tania Bruguera, die sich mit künstlerischen Mitteln für Bürgerrechte auf der Karibikinsel einsetzt. „Als ich erfuhr, dass Tania auf Kuba in Haft sitzt, wollte ich spontan mit meinen Mitteln zu helfen versuchen“, sagt die Regisseurin in Berlin. Dazu gehörten Aufrufe und das Vermitteln von Menschenrechtsanwälten, aber eben auch der neue, gewohnt essayistisch gestaltete Film. „Tania Libre“ zeigt einige wenige Ausschnitte von Filmen oder Kunstaktionen der Kubanerin Bruguera, darunter natürlich auch jene öffentliche, regierungskritische Performance, die 2015 zu ihrer Verhaftung führte. Einen weitaus größeren Teil machen Gespräche Brugueras mit ihrem Psychotherapeuten aus, dem US-Traumaspzialisten Frank Ochberg. Denn wie sich bei den Gesprächen herausstellt, muss Tania Bruguera nicht nur ständige Repression durch die Machthaber in Kuba bewältigen, sondern auch, dass ihr eigener Vater für den kubanischen Geheimdienst gearbeitet hat.

Hatten Hershman und Bruguera keine Befürchtungen, dass die Mitschnitte der Therapiesitzungen zu intim wirken könnten? Beide verneinen und Bruguera ergänzt, es sei ihr wichtig, dass sie als verletzte Person zu sehen sei und nicht etwa als unermüdete Kämpferin für die freie Meinungsäußerung. Sie möchte im Gegensatz zu den herrschenden Sozialisten mit offenen Karten spielen und keine Lügen verbreiten, wozu eben auch gehört, die eigene Persönlichkeit in den Diskurs einzubringen.

„Ich bin aber gespannt, ob und wie die kubanische Regierung versucht, den Film gegen mich zu verwenden“, sagt Bruguera. Sie meint, Nutznießer der leichten Besserung der politischen Verhältnisse auf Kuba seien in erster Linie all jene, die den Machthabern verwandtschaftlich oder geschäftlich verbunden sind, sprich: die Korruption setzt sich unter anderem Vorzeichen fort. Immerhin darf Tania Bruguera, deren wegweisende Texte über die Rolle der Kunst für eine freie Gesellschaft im Film zu hören sind, wieder nach Kuba reisen und das von ihr mitaufgebaute Hannah-Arendt-Institut in Havanna besuchen. Dank der deutschen Koproduzenten des Films stehen die Chancen gut, dass „Tania Libre“ zumindest in deutschen Galerien, Museen und auf Online-Plattformen zu sehen sein wird.

Ebenfalls im Panorama erzählt eine weitere amerikanische Filmemacherin, Andrea Weiss, in ihrem neuen Film „Bones of Contention“ von der Schreckensherrschaft der Franco-Diktatur (USA 2017), deren Folgen in Europa bisher am längsten unter Verschluss gehalten wurden. Kilometerlang säumen ungekennzeichnete Massengräber Spaniens Landstraßen, in denen über 120.000 Opfer des Regimes verschüttet liegen. Unter ihnen ist auch der weltberühmte spanische Schriftsteller Federico García Lorca, der in den ersten Tagen des Spanischen Bürgerkriegs von Faschisten erschossen wurde. Das Rätsel um den Verbleib seiner sterblichen Überreste macht ihn zur Symbolfigur im Bemühen um das Erinnern und Aufdecken verborgener Schicksale unter Franco. Spanien verweigert nach wie vor eine umfassende strafrechtliche Aufarbeitung seiner dunklen Vergangenheit, zeigt die Regisseurin. Andrea Weiss gräbt mit „Bones of Contention“ in mehrfacher Hinsicht Vergangenheiten aus, um der Zukunft eine Perspektive zu verleihen.

Ein innovativer Ansatz, von früheren Schrecken gegen die Menschlichkeit und die Freiheit des Einzelnen zu erzählen, wählt der Regisseur Raed Andoni in „Ghost Hunting“ (Geisterjagd; Koproduktion Frankreich/Palästina/Schweiz/Katar): In Ramallah sucht er per Zeitungsanzeige ehemalige palästinensische Insassen eines Ver-



Szene aus dem Film „Adrianas Pakt“ der Chilenin Lissette Orozco. Der Dokumentarfilm handelt über das Terrorregime der Pinochet-Ära. Foto: Berlinale

hörzentrums in Jerusalem, die zudem Erfahrung als Handwerker, Architekten oder Schauspieler haben. Nach dem Casting, das fast wie ein Rollenspiel wirkt, lässt er in einer leeren Halle Verhörräume und Zellen der Gefangenen maßstabsgetreu nachbauen – immer in enger Abstimmung mit den Männern und basierend auf ihren Erinnerungen an den Ort. In dem realistisch wirkenden Setting spielen sie zusammen Verhörsituationen nach, diskutieren Details der Einrichtung und sprechen über die Erniedrigungen, die sie während der Haft erlebt haben. Diese Nachstellung lässt Szenarios aus dem Leben der Protagonisten mit den Erfahrungen ihrer Gefangenschaft ineinandergreifen.

Auch die Dokumentarfilmerin Lissette Orozco teilt das Schicksal der Kubanerin Tania Bruguera, dass die dunkle Seite der politischen Historie ihrer Heimat (Chile) mit der familiären verwoben ist – und damit Thema ihres Filmes „El Pacto de Adriana“ (Adrianas Pakt) wird: Adriana war die Liebblingstante der Regisseurin, eine selbstbewusste Frau. Bei einem Familienbesuch in Chile 2007 wird sie überraschend verhaf-

tet, weil sie während der Pinochet-Diktatur für die berüchtigte Geheimpolizei DINA gearbeitet hat. Die Tante bestreitet die Vorwürfe. Ihre Nichte recherchiert Adrianas Geschichte und beginnt mit den Dreharbeiten. Während die Nachforschungen immer größere Kreise ziehen, flieht die Beschuldigte 2011 vor einem Prozess nach Australien. Die Zuschauer erfahren: Adriana Rivas war die Assistentin von Manuel Contreras, Direktor der DINA von 1973–1990, gibt im Exil vor, von dem Verschwinden der getöteten Oppositionellen nichts gewusst zu haben, sagt aber kurz darauf, dass Menschen ohne Folter nicht zu können. Spannend im Aufbau spiegelt dieser Debütfilm eine ehrliche moralische Zerrissenheit. Es ist die Biografie einer Täterin, die somnambul in ein Leben flüchtet, um die Gegenwart ertragen zu können. Doch beharrlich recherchiert die Regisseurin Lissette Orozco die Wahrheit und reflektiert auch ihr eigenes Leben in Bezug auf die Vergangenheit. Bemerkenswert emotional direkt setzt sie das Terrorregime der Pinochet-Ära in der Kommunikation mit Adriana Rivas in Szene.

Solidarität und Egoismus Hand in Hand

Satirische Komödie über die Multi-Kulti-Gesellschaft: „Madame Christine und ihre unerwarteten Gäste“ **VON JOSÉ GARCÍA**

Die französische Drehbuchautorin und Regisseurin Alexandra Leclère führt in ihrem Spielfilm „Madame Christine und ihre unerwarteten Gäste“ („Le grand partage“) ohne Umschweife ein: Die offenbar gutsituierten Pierre (Didier Bourdon) und Christine Dubreuil (Karin Viard) rümpfen selbstzufrieden die Nase über die demonstrierenden Obdachlosen, die Wohnraum als Menschenrecht für alle beanspruchen. Für die Gutmenschen wie ihre Hausnachbarn, die Linksinтеллектуellen Béatrice (Valérie Bonneton) und Grégory Bretzel (Michel Vuillermoz), hat Monsieur Dubreuil selbstverständlich nur Verachtung. Im Gegensatz zu ihren Nachbarn machen sich die Bretzels Gedanken über die armen Menschen, die bei der ungewöhnlichen Kälte auf der Straße leben müssen. Auch die französische Regierung zeigt sich über die plötzlich einsetzende Kältewelle besorgt. Sie erlässt deshalb ein Notstandsgesetz: Bürger, die über mehr als genügenden Wohnraum verfügen, müssen ihre eigene Wohnung mit Bedürftigen teilen. Daher auch der Originaltitel von Leclères Film „Le grand partage“ („Das große Teilen“). Ein neues öffentliches Amt wird eigens und eilends dazu geschaffen, um die betuchten Zeitgenossen in die Pflicht zu nehmen.

Die Wohnungsnot und die enorm hohen Mietpreise in Paris standen bereits in den französischen, im deutschen Kino voriges Jahr gestarteten Komödien „Frühstück bei Monsieur Henri“ (DT vom 21.7.2016) und „Gemeinsam wohnt man besser“ (DT vom 27.12.2016) im Mittelpunkt. Alexandra Leclère dreht die Schraube eine Windung weiter in Richtung leichte Komödie, ja Farce, die in der Absurdität vieler Situationen freilich ein Körnchen Wahrheit über die „conditio humana“ enthüllt. Denn dass die Drehbuchautorin und Regisseurin „Ma-



Christine (Karin Viard) und Pierre (Didier Bourdon) leben in einem gutbürgerlichen Pariser Bezirk. Als ein neues Gesetz sie dazu verpflichtet, ihre große Wohnung mit Bedürftigen zu teilen, suchen sie nach Möglichkeiten, sich davor zu drücken. Foto: Square One: universum

dame Christine und ihre unerwarteten Gäste“ nicht als ernstes Sozialdrama etwa im Stile eines Ken Loach versteht, wird nicht nur an der karikaturhaften Darstellung ihrer Figuren, sondern beispielsweise auch an der unverblümt komödiantischen Filmmusik von Philippe Rombi deutlich.

Herrlich überzeichnet gestaltet Alexandra Leclère die Reaktionen der Bewohner im vornehmen Haus im 6. Arrondissement, wie sie das Teilen verstehen: Pierre Dubreuil, der Arme als arbeitsscheue Drückeberger bezeichnet, tut alles Mögliche, um die Verordnung zu umgehen. Er holt seine Mutter (Michèle Moretti) aus dem Altersheim, in das er sie abgeschoben hatte. Er bietet sogar seiner Putzfrau „Asyl“. War zu erwarten, dass sich ein Rechter vor dem neuen Gesetz drückt, so überrascht die Reaktion der linken Mächtigen-Aktivistin Béatrice Bretzel: Statt einer Bedürftigen ein Zimmer in ihrer Wohnung anzubieten, quartiert sie die schwarze Frau samt Kind in einer Art Besenkammer unterm Dach ein. Weil sich aber das neue Amt nicht so leicht an der Nase

herumführen lässt und außerdem irgendjemand Madame Bretzel denunziert, kommt es tatsächlich dazu, dass bald eine ganze Reihe Obdach- und Arbeitslose sowie Immigranten auf die verschiedenen Appartements des eleganten Wohnhauses verteilt werden.

Alexandra Leclère lässt Arm und Reich in turbulent-überdrehter Weise aufeinanderprallen. Besonders ausgeprägt ist der eindeutig satirische Ton des Filmes in der klischeebeladenen Figur der Concierge. Josiane Balasko gestaltet sie als das genaue Gegenteil der unter der rauhen Schale so doch feingeistigen Hausmeisterin, die sie selbst in „Die Eleganz der Madame Michel“ (2010) verkörperte. Josiane Balaskos Concierge erfüllt alle Vorurteile über ihren Beruf: Sie weiß nicht nur über alle Hausbewohner am besten Bescheid. Sie ist darüber hinaus die eigentliche Strippenzieherin im Hintergrund, ja sie betreibt sogar eine lukrative Webseite, auf der man „seine“ Bedürftigen einfach „tauschen“ kann. Ihr Rassistismus wird beispielsweise auf eine bissige

Spitze getrieben: Als sie am Telefon auf einem solchen „Tausch“ angesprochen wird, antwortet sie: „Eine Dame mit Hund. Welche Rasse? – Nicht der Hund. Die Dame.“

„Madame Christine und ihre unerwarteten Gäste“ entlarvt aber nicht nur „die da oben“ als selbstgerechte, egoistische Drückeberger. Etliche der „Bedürftigen“ bekommen ebenfalls ihr Fett weg. Denn auch einige der neuen Bewohner erweisen sich als keinesfalls bessere Menschen als die Reichen. Obwohl die Komödie in mancherlei Hinsicht vorhersehbar bleibt, und die Handlung teilweise auch auf der Stelle tritt, gelingt es Alexandra Leclère, in einigen Charakteren eine gewisse Entwicklung herbeizuführen, die dann doch ihre Menschlichkeit entdecken.

Innerhalb des zugegebenermaßen eng gesteckten Rahmens können die Schauspieler glänzen, allen voran Karin Viard als neurotische, nicht mehr junge Frau der oberen Zehntausend, die am bloßen Nichtstun zu ersticken droht, aber dann ihr Leben verändert. Auch Valérie Bonneton gestaltet ihre Béatrice Bretzel im Spannungsverhältnis zwischen den hehren Zielen linker Solidarität und dem egoistischen Festhalten an der eigenen, nun bedrohten Lebensweise. Durch „Madame Christine und ihre unerwarteten Gäste“ spaziert eine buntgewürfelte Reihe unterschiedlicher Charaktere mit ihren teilweise entgegengesetzten Ansichten und Vorstellungen. Hauptsächlich daraus schlägt die Drehbuchautorin und Regisseurin komödiantisches Kapital. Als Satire über die bunte multikulturelle Gesellschaft kann sie die wirklichen Probleme des Wohnungsmarktes oder allgemeiner des Zusammenlebens von Menschen mit überaus unterschiedlichen Lebensentwürfen lediglich streifen. Hin und wieder gelingt es jedoch dem Film, den Zuschauer nachdenklich zu stimmen.

Auf den ersten Blick nahm sich der Spielfilm „KREUZWEG“, den ARTE am Montagabend um 20.15 Uhr ausstrahlte, als eine Kritik der überzogenen, in ihrer Strenge schon menschenverachtenden Religion aus. Regisseur Dietrich Brüggemann und seine Mit-Drehbuchautorin, seine Schwester Anna Brüggemann, erzählen von der vierzehnjährigen Maria (Lea van Acken), die Gott ihr Leben als Opfer anbieten möchte, damit ihr kranker, vierjähriger Bruder Johannes geheilt wird.

Obwohl „Kreuzweg“ ausdrücklich in einer Familie angesiedelt ist, die nach den Lehren der „Paulus-“ (im realen Leben: Pius-)Bruderschaft strenge Regeln aufstellt, die etwa moderne Musik für „teuflich inspiriert“ hält, zielt vieles im „Kreuzweg“ auf die katholische Kirche, so die von Maria abgelegte Beichte, die als Werkzeug zum Aushorchen des Gläubigen karikiert wird. Eine Karikatur ist ebenfalls der von Florian Stetter dargestellte, eifrige und junge Pater Weber. Seinen Firmlingen schärft er ein, dass sie mit der Firmung zu Soldaten Christi werden sollen und nennt ihnen Beispiele von Kindern, die von Gott früh heimgeholt wurden. Auch Maria möchte ein solches Opfer auf sich nehmen. Die „Priesterbruderschaft St. Paulus“, der Pater Weber angehört, lehnt alle Reformen seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil ab: „Die Päpste und der Vatikan haben sich von der Tradition abgewandt.“

Neben der eigentlichen Handlung der Selbstaufopferung Marias stellt „Kreuzweg“ eine Mutter-Tochter-Beziehung in den Mittelpunkt, die als eine besondere Spielart der Kindesmisshandlung bezeichnet werden kann. Bei der Vorstellung des Filmes auf der Berlinale 2014 führte die Schauspielerin Franziska Weisz, die Marias Mutter im Film spielt, aus: „Die Kirche spricht ständig von Liebe, Liebe zu Gott und Nächstenliebe. In dieser Familie geht es nur darum, die Form zu wahren, das zu befolgen, was Gott uns angeblich aufgetragen hat. Dabei wird aber vernachlässigt, dass es das natürlichste und schönste von der Welt wäre, das Kind in den Arm zu nehmen und es zu lieben. Diese natürliche Liebe existiert hier nicht, obwohl sie ständig gepredigt wird. Dies kann als emotionale Vernachlässigung bezeichnet werden.“

Auf derselben Pressekonferenz beteuerte Regisseur und Mitdrehbuchautor Dietrich Brüggemann zwar, „gar nichts gegen Glauben und Kirche an sich“ zu haben: „Religion ist einfach ein System, sich den Fragen dieses Lebens zu stellen. An sich ist das gut, sowohl von seinem sozialen Aspekt, weil sie die Menschen zusammenbringt, als auch vom spirituellen Aspekt, weil sie uns sagt: Es gibt noch andere Werte in der Welt als viel Geld zu scheffeln.“ Allerdings hält er mit seiner Kritik nicht hinterm Berg: „Trotzdem eignet sich gerade der Katholizismus dazu, jungen Menschen auf unguete Art aufs Haupt zu schlagen. Ideologien auf den Kopf von Vierzehnjährigen zu schlagen, darum geht es in diesem Film.“

Obwohl „Kreuzweg“ oberflächlich eine krankhafte Art der Religionsausübung anprangert, verbirgt sich unter diesem Deckmäntelchen eine schale Katholizismus- und Religionskritik. J.G.

KIRCHE AUF SENDUNG

Verfolgte Christen

Do., 16. 2., 20.00 – 20.30 Uhr, EWTN
Weitblick – Die Welt von Innen. Sendereihe von Kirche in Not über die verfolgte Kirche.

Das Leben Jesu

Sa., 18.2., 21.50 – 23.45 Uhr, Bibel TV
Spielfilm. Seit über 2000 Jahren bewegt die Geschichte von Jesus die Menschheit. Unter der Regie von John Krish und Peter Sykes entstand die wohl wortgetreueste Umsetzung dieses Stoffes. Angefangen mit Marias Empfängnis über die Geburt Jesu in Bethlehem bis zu seiner Kreuzigung orientiert sich der Film am Lukas-Evangelium und vermittelt so einen authentischen Einblick in die Lebensgeschichte Jesu. Damit setzt sich der Film inhaltlich von vielen Jesus-Verfilmungen ab, die den Inhalt des Evangeliums einer schnittigen Dramaturgie opfern. Der Erfolg gibt dem Film recht: Mit mehr als fünf Milliarden Zuschauern ist der Jesus-Film einer der erfolgreichsten Spielfilme aller Zeiten, noch vor „Star Wars“, „Titanic“ oder „Vom Winde verweht“. Über 176 Millionen Menschen sollen sich durch ihn für den christlichen Glauben entschieden haben. DT/PD